

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 291.

Mittwoch, 13. Dezember.

1916.

Die Sabelhaste.

(I. Fortsetzung.)

Novelle von E. Dittens (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Bei diesen Worten legte er einen Schein vor Ulrike auf den Tisch und zog in nicht mißzuverstehender Weise einen Bad Driebe heran, die er aufzuwickeln begann.

Ulrike nahm schweigend ihr ge- und verschmähltes Manuskript und wandte sich zum Gehen.

„Sie haben das Geld vergessen“, rief Dr. Raugraff ihr nach.

„Ich nehme kein Geld an, für das ich keine Gegenleistung habe“, antwortete Ulrike mit ersticker Stimme. Ihr Stolz hatte sie gerettet, sonst wäre sie über die schwere Enttäuschung in Tränen ausgebrochen.

Wieder fühlte sich Dr. Raugraff eigentümlich bewegt von dieser Stimme, die selbst bei Ulrikes Gemütsbewegung ihren wunderbaren Klang beibehielt.

Er sprang auf.

„Dann lassen Sie mir, bitte das Schriftstück dafür hier“, sagte er schnell, beschämt. „Mit ein paar Änderungen kann ich es irgendwo unterbringen. Verzeihen Sie, wenn ich unhöflich war. Mir ist heute alles schief gegangen. Es ist sehr schwül, und ich möchte nicht, daß Sie in dieser Hitze mit Ihrem geisterblauen Gesicht noch mehr liebenswürdige Verleger aufsuchen müssen. An einem ist's heute genug.“

Ein leichtes Rot flog wieder über Ulrikes Büge. Während des Bruchteils einer Sekunde zögerte sie, dann ging sie zum Tische zurück und legte die Novelle vor ihn hin.

Er schob den Schein eilig in einen Umschlag und reichte ihn Ulrike mit einem Blick, der stumme Abbitte ausdrückte.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie und ging fort.

Dr. Raugraff war sich plötzlich bewußt, daß er es mit einer Persönlichkeit zu tun gehabt hatte, obgleich er nur wenige Worte mit ihr gewechselt. Die Atmosphäre seines Arbeitszimmers war eine andere geworden. Er war zornig über sich, daß er die ungehäufte Wut des Morgens gerade über dieses so unendlich hilfsbedürftige Geschöpf ausgegossen hatte. Hilfsbedürftig — nein, das war nicht einmal das richtige Wort für sie, denn durch all ihre Hartheit hindurch fühlte er einen bestimmten Willen zur Selbsthilfe: vorübergehend wohl durch Krankheit ihrer Energie beraubt, das war es, und er, der trotz seiner äußeren Rauheit ein weiches Herz hatte und wirkliche Mütterlichkeit besaß, er hatte sich so vergessen können! Noch schwärzer als zuvor wurde durch die Unzufriedenheit mit sich selbst seine Stimmung, und nachdem Franz für unschuldige Torheiten verschiedene Bände an den Kopf bekommen hatte, rief er dem Personal, sich an diesem Tage möglichst fern von der Höhle des Löwen zu halten, da seine Raune jeder Beschreibung spottete.

II.

Ulrike bezahlte zuerst ihrer kleinen Hauswirtin zwanzig Mark, damit sie einige dringend nötige Vorräte beschaffen könne. Es hatte ihr mehr weh getan als alle anderen mit ihrem Geldmangel zusammenhängen-

den Unannehmlichkeiten, daß sie der treuen, alten Seele in ihren Nöten nicht durchreisend helfen konnte, im Gegenteil noch zu ihren Sorgen beitragen mußte. Aber für ihr Fräulein Ulla wäre die treue, alte Dienerin durchs Feuer gegangen hätte sich in Etüde hauen lassen. Die kleine Mansardenwohnung, in der sie kassierende Mieter aufnahm, verdankte sie ja doch nur der Güte Ulrikes, wie hätte sie da nicht jeden Groschen gern mit ihr geteilt? Bei der treuen Barbe hatte Ulrike ihr Heim seit ihrer schweren Krankheit, und sie gelobte sich, der hingebenden Dienerin gründlich zu helfen, sobald es ihr wieder besser ginge — und daran zweifelte sie nicht mehr, seit sie das Geld für ihre Novelle in Händen hatte. Unglaublich, welche Kraft von solchem Geld ausgehen konnte! Ihr natürlicher Frohsinn kam zurück, und sie scherzte mit Barbe, wie schon lange nicht mehr. Ihre Schritte, die vorher so bleiern waren, wurden wieder elastisch. Lumpige fünfzig Mark, und die Welt sah auf einmal wieder strahlend aus! Ja, das waren aber auch nicht gewöhnliche fünfzig Mark, das waren Rauberscheine, die sich nach Wunsch in Flügel verwandeln konnten, mit denen man die höchsten Lustschlösser erreichte.

Ulrike war vor Hunger und Schwäche halb ohnmächtig, und nur die augenblickliche Freude über das Geld hatte sie darüber hinweggetäuscht. Im Hause war nichts; der verordnete Haushalt mußte erst wieder flott gemacht werden. So fuhr Ulrike in einer ihr unerklärlichen Aufwallung, den Spuren früherer Zeiten folgend, zu einem Väterladen, der halb Konditorei war, in der man vernünftige kleine Mahlzeiten haben konnte — sie erinnerte sich noch daran, auch an anderes, Romantisches, und als zufällig ein Orgelmann in der Nähe dasselbe Lied orgelte, das sie schon einmal hier gehört hatte, war der Wahn vollkommen, daß die letzten zehn Jahre weggewischt wären.

Sie ließ sich frische Eier geben, Graubrot mit köstlicher Butter, Rahm und dampfenden Tee, der Lote hätte auferwecken können, so würzig war er, und diese Mahlzeit erschien ihr nach dem Hungern der letzten Woche, da sie nur von Staubtee, zerbröckeltem feinhartem Brot gelebt hatte, ein paradiesisches Mahl.

Als sie erfrischt war, sann sie nach. Sie war allein in dem nicht sehr großen, freundlichen Raum; um drei Uhr war hier meistens wenig Verkehr. Ulrike sah sich um. Nicht sehr viel hatte sich verändert. Aber der Boden war nicht mehr in den gleichen Händen. Hinter dem Ladentisch saßen ein Mann und eine Frau, offenbar sehr niedergeschlagen. Das erinnerte sie wieder an ihre eigene keineswegs glänzende Lage. Die Worte Dr. Raugraffs summten ihr im Kopf herum. Sie konnte sie gar nicht loswerden. Mit seinem Geld konnte sie ungefähr vierzehn Tage auskommen, wenn sie sich alles außer dem Unentbehrlichsten versagte. Aber würde es ihr gelingen, in diesen zwei Wochen irgend welche literarische Arbeit zu vollenden und den richtigen Markt dafür zu finden? Wäre Dr. Trendelburg

dagewesen, so hätte sie ihn angefleht, ihr irgendwelche, wenn auch noch so bescheiden bezahlte Arbeit, eine kleine, dauernde Anstellung bei seinem Vorgesetzten zu verschaffen, aber der Austritt bei Dr. Raugraff hatte ihr die Lust genommen, noch einmal bei diesem Blaubart anzupochen.

Übrigens — hatte er eigentlich nicht recht? Ganz so bärbeißig hätte er ja nicht zu sein brauchen, aber, von seinem Standpunkt aus gesehen, befand sie sich auf einem Holzweg. Hatte sie sich nicht in der jämmerlichsten Verfassung, in sehr schäbigem Gewand bei ihm vorgestellt? Bewies dies nicht, daß sie ohne alle Mittel war, daß sie keinen Erfolg mit ihren literarischen Erzeugnissen hatte? Mißerfolg stand mit deutlichen Buchstaben auf ihr geschrieben. Wenn sie etwas Tüchtiges hätte leisten können, hätte sie sich gewiß nicht so gedemütigt und fast gebettelt, daß er ihr eine Geschichte abkaufen sollte, die gar nicht seinen Beifall gefunden hatte. Wie ein Reisender, der seine Ware aufdrängt, kam sie sich vor. Wenn man sich zu einer Art von Arbeit untüchtig erwies, nun, dann machte man sich an eine andere, minder schwere, der man sich gewachsen fühlte. Das hatte er gewiß gedacht. Sie konnte ihm nicht erklären, wie alles ohne ihr Verschulden gekommen war. Ganz im Hintergrund ihres Denkens war etwas, das sie versuchte, sich klar ins Bewußtsein zurückzurufen; aber es gelang ihr nicht. Vor ihrer langen, gefährlichen Krankheit, einem böartigen Gehirnfieber, glaubte sie einen kurzen Roman fertig gehabt zu haben, glaubte sich sogar dunkel zu erinnern, daß ein Verleger ihn angenommen und nicht unbortheilhafte Bedingungen in Vorschlag gebracht hatte. Aber sie hatte völlig vergessen, wie der Verleger hieß, und die darüber gewechselten Briefe waren nirgends zu finden. Sie kam fast zu dem Schluß, daß Fieberträume ihr den Erfolg vorgegaukelt haben mußten. Sollte ihr Gedächtnis sie noch länger in diesem Punkt im Stich lassen, so nahm sie sich vor, den Roman nach ihrer ersten Skizze noch einmal zu schreiben. Aber das brauchte Zeit und Kraft, und man mußte leben! Das Problem wie, beschäftigte sie ernstlich, obgleich nicht mehr ganz so niederdrückend, wie vor ihrer Mähigkeit. Es lagen Zeitungen vor ihr auf dem Tisch, und ihr Blick fiel auf die Spalte der Stellenangebote: Hausmädchen, Kinderfrauen, Stützen, Gesellschafterinnen usw., ja, Dr. Raugraff hatte recht, zahlreiche Stellen dieser Art schienen anboten, aber nach literarischer Arbeit war keinerlei Nachfrage. Der Markt war mit ihrer Ware mehr als überfüllt; also —

„Warum eigentlich nicht?“ sagte sie plötzlich mit einem lustigen Lächeln. Sie überslog die Stellenangebote mit etwas größerer Aufmerksamkeit, als ein Gespräch an ihr Ohr drang, das ihr wichtiger schien, als die Zeitung.

„Brigitte“, sagte der Mann hinter dem Ladentisch mit stark sächsischem Akzent, „du mußt jemand finden, der deine Stelle annehmen kann. Eine Woche ist der äußerste Aufschub. Der Kleine braucht notwendig eine Mutter; es geht ihm wieder schlechter, weil er nicht richtig besorgt wird, und die zwei Größeren machen mich verrückt. Von mir will ich gar nicht reden. Ein Wort ist ein Wort! Dein Herr hat dir erlaubt, heute schon zu gehen, und ich will nicht darunter zu leiden haben, wenn er plötzlich seine Pläne ändert. Die Arbeit ist doch nicht so groß! Er kann Ersatz finden.“

„Die Arbeit bei ihm ist viel leichter, als was ich bei dir zu tun kriege.“ Sie seufzte. „Und der hohe Lohn! Er sagte, daß er mir 200 Mark zur Hochzeit gibt, wenn ich bleibe, bis er anständigen Ersatz findet. So viel liegt ihm daran! Und das wäre ein schöner Sparpfennig. Aber es ist nicht so leicht, ihm jemand zu finden. Weil du mich weggeholt hast, soll die Nächste so sein, daß kein Lieferant mit ihr anhängelt, aber sie darf auch nicht so häßlich sein, daß es ihm unangenehm ist. Vorzüglich kochen soll sie, gute Empfehlungen haben, weil ihr alles überlassen wird usw. Er ist nicht so leicht zu befriedigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der „Fürst der Technik.“

(Zum 100. Geburtstag von Werner von Siemens,
18. Dezember.)

Von J. von Bogen.

Werner von Siemens wurde am 13. Dezember 1816 in Lenthe bei Hannover geboren; im Oktober 1847 gründete er, zusammen mit dem Präzisionsmechaniker Johann Georg Halske, die Telegraphenbauanstalt Siemens und Halske. Als diese Firma 1872 das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens feierte, konnte von Siemens auf eine reichgesegnete Zeit seines Schaffens zurückblicken. In wissenschaftlicher, technischer, aber auch in rein geschäftlicher Hinsicht hatte seine Tätigkeit gewaltige Erfolge aufzuweisen. Er war ein „Fürst der Technik“ geworden. Trotzdem „wälzte er noch Hunderte von Plänen im Kopfe“, und dachte an neue großartige Unternehmungen, vor allem um die neue Ära des Elektro-Magnetismus, die er durch seine geniale Erfindung der dynamoelektrischen Maschine angebahnt hatte, für die Allgemeinheit fruchtbar zu machen. Um jene Zeit spaltete sich die elektrische Technik in zwei Richtungen, von denen die eine nur schwache, die andere starke Ströme für die Durchführung ihrer Aufgaben nötig hatte. Auf beiden Gebieten, der Schwachstrom- wie der Starkstromtechnik blieb von Siemens unermüdlich tätig, unablässig war er mit neuen Erfindungen beschäftigt, und die Anerkennung, die man ihm und seinen Erfindungen von allen Seiten entgegenbrachte, trug wesentlich dazu bei, dem Ansehen deutscher Industrie und Technik allgemeine Geltung zu verschaffen.

Die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1866 und 1870/71 spiegelten sich auch in Werner von Siemens' damaligen Erfindungen wider. War schon sein Entfernungsmesser dazu ausersehen gewesen, der Küstenverteidigung zu dienen, indem er die genaue Entfernung eines Kriegsschiffes und damit die rechtzeitige Explosion eines im Meere liegenden Torpedos bestimmte, so zeitigten die ersten Augusttage des Jahres 1870 einen Siemens'schen Vorschlag zur sicheren Zerstörung feindlicher Kriegsschiffe durch lenkbare Torpedos. In demselben Jahre kamen von Siemens' langwierige Arbeiten an der Verbesserung der Morseapparate zum glücklichen Abschluß; nicht nur im Bereiche der deutschen Reichstelegraphenverwaltung fanden seine Normalfachschreiber und Normalreliefschreiber allgemeine Verwendung, auch im Auslande hürgerten sie sich rasch ein und erzielten eine starke Verbreitung. Von weittragender Bedeutung waren sodann die von Siemens erfundenen Eisenbahnblockierungsapparate dazu bestimmt, das Einfahren von Eisenbahnzügen in eine Strecke, auf der sich bereits ein Zug befindet, zu verhindern. Diese Zugbedeckungsvorrichtungen, die namentlich für unsere Rieseneisenbahnhöfe mit ihrem gewaltigen Schienengewürw von größter Wichtigkeit wurden, waren zusammen mit neuen Räumwerken zuerst auf der Wiener Ausstellung von 1873 vorgeführt worden und hatten dort ihre Aufgabe musterbildend gelöst. In eben diesem Jahre erdachte Siemens das für die spätere Anwendung des elektrischen Lichts hochbedeutungsvolle Prinzip der Differentialregulierung elektrischer Lampen, dessen konstruktive Durchführung einem seiner neuen Mitarbeiter, dem ihm kongenialen Friedrich von Hefner-Altenrod, zu danken ist.

In das Jahr 1874 fiel ein Ereignis, das Werner von Siemens' Schaffenskraft in hohem Grade anregte: die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin wählte ihn in Würdigung seiner erfolgreichen wissenschaftlichen und technischen Tätigkeit zu ihrem ordentlichen Mitglied. In ihrer Sitzung am 2. Juli hielt von Siemens seine Antrittsrede, worin er auch seine Anschauung über den Zweck der Wissenschaft betonte: erst dadurch erhalte die Wissenschaft ihre höhere Weiße, das erst gebe ihr ein Anrecht auf die dankbare Liebe und Verehrung der Völker, daß sie nicht um ihrer selbst willen bestehe, zur Befriedigung des Wissensdranges der beschränkten Zahl ihrer Bekenner; ihre Aufgabe sei vielmehr, den Schatz des Wissens und Könnens des ganzen Menschengeschlechtes zu erhöhen und dieses damit einer höheren Bildungsstufe zuzuführen. Er selbst habe auch immer den Drang in sich gefühlt, die naturwissenschaftlichen Erzeugnisse dem praktischen Leben nutzbar zu machen. In diesen Worten Siemens' zeigt sich, daß zwei Naturen in ihm gepaart waren, indem sich bei ihm in seltener Weise mit dem Bestreben, die Ergebnisse der Wissenschaft in die Praxis zu übertragen, eine innige Liebe zur reinen Wissenschaft vereinte. Jede wissen-

schaftliche Frage führte ihn sofort dazu, zu überlegen, in welcher Beziehung sie zur Technik steht, jede technische Neuerung zur Stellung neuer wissenschaftlicher Fragen. Diese eigentümliche Verquickung macht es oft schwer, von Siemens' rein wissenschaftliche Untersuchungen und Gedanken streng von seinen technischen Arbeiten zu scheiden.

Von Werner v. Siemens stimmt die erste Kabellegungs-theorie, auch glückte ihm — zwischen Bona in Algier und Cagliari auf der Insel Sardinien — die Legung des ersten Tiefseekabels. Für die weitere Ausdehnung der Landkabel zu telegraphischen Zwecken war er ebenfalls mit großem Eifer tätig. Um jene Zeit, das heißt um die Mitte der 70er Jahre, trat das von Philipp Reis 1860 erfundene, in der ihm von Bell gegebenen verbesserten Form seinen Siegeszug als Fernsprekmittel an. Sofort bemächtigte sich von Siemens dieser Erfindung, verbesserte sie abermals, stellte damit Sprechversuche auf unterirdischen Leitungen an und dehnte die Tätigkeit der Firma Siemens u. Halske alsbald auf diesen neuen Fabrikationszweig aus. Die von der Firma hergestellten Fernsprecher mit Aufstrompete waren die ersten, die die deutsche Reichspost dauernd in Gebrauch nahm.

Das erste Problem der Starkstromtechnik war die ausgedehnte Verwendung der durch die Siemenssche Dynamomachine ermöglichten billigen Herstellung des elektrischen Bogenlichts. Es waren hier aber so viele technische Schwierigkeiten zu überwinden, daß mehr als sechs Jahre vergingen, bis die aus den Werkstätten der Firma Siemens u. Halske hervorgegangene, bereits oben erwähnte Götterische Differenziallampe die Aufgabe genial löste. Die während der Berliner Gewerbeausstellung vorgeführte Beleuchtung der Berliner „Passage“ zeigte den Besuchern das erste praktische Beispiel der elektrischen Bogenlichtanlage. Auf dieser Gewerbeausstellung wurde von Siemens u. Halske auch die erste elektrische Eisenbahn vorgeführt, die sich mit einer Geschwindigkeit von 200 Metern in der Minute bewege und dem Publikum einstweilen lediglich die praktische Möglichkeit eines elektrischen Bahnbetriebes darzulegen sollte. 1879 ließ Werner von Siemens auch die ersten Hochbahnenentwürfe ausarbeiten, für deren Ausführung in der Reichshauptstadt er selbst durch Vorträge das allgemeine Interesse zu wecken suchte. Seine Hochbahnpläne wurden 1880 von den zuständigen Behörden abgelehnt, worauf er ein Jahr später die elektrische Straßenbahn in Groß-Pankow bei Berlin bauen ließ, die erste öffentliche, elektrisch betriebene Bahn für den Personenverkehr in der Welt. 1882 und 1883 entstanden die ersten elektrischen Grubenbahnen für Bergwerke. 1889 wurde von Siemens in Budapest die erste elektrische Bahn mit unterirdischer Stromzuführung gebaut. Den Bau einer elektrischen Hochbahn in Berlin, die Erfüllung seines Lieblingswunsches, erlebte von Siemens nicht mehr; erst fünf Jahre nach seinem Tode konnte die von ihm ins Leben gerufene Firma bekanntlich mit dem Bau einer elektrischen Bahn durch Berlin beginnen.

Während Werner von Siemens so durch Einführung des elektrischen Bahnbetriebes an der Verwirklichung des Zukunftsbildes arbeitet, das er schon bei der Erfindung der Dynamomachine mit dem echten Seherblick des Genies vorausgeschaut hatte, war er auch sonst nach Kräften für die Erweiterung des Bereichs der Elektrizität, dieser neuen Großmacht, bemüht. Den ersten elektrischen Aufzug brachte er in Mannheim zur Ausführung. Ferner baute er elektrisch betriebene Pflüge und stellte elektrische Maschinen von großer Stromstärke bei geringer Spannung her, um Metalle auf elektrischem Wege zu gewinnen, ein Verfahren, das beispielsweise die billige Herstellung des einst so kostbaren Aluminiums ermöglicht hat. Unausgesetzte Aufmerksamkeit wandte von Siemens der Vervollkommenheit seiner Dynamomachine zu, und wo immer die fortschreitende Technik, im besonderen die elektrische Kraftübertragung die Herstellung neuer, vor allem großer oder verbesserter Maschinen erforderte, war die Firma Siemens u. Halske zuerst auf ihrem Platz.

Werner von Siemens begnügte sich nicht damit, unverbrossen an der sicheren Fundamentierung der Elektrizität zu arbeiten und wertvolle Steine zu ihrem Aufbau zusammenzutragen; er half auch das Gebäude selbst errichten. Vornehmlich durch seine und des Generalpostmeisters v. Stephans Bemühungen wurde 1880 in Berlin ein „Elektrotechnischer Verein“ gegründet. Ebenso war Siemens die Veranlassung zur Errichtung von Lehrstühlen für Elektrotechnik an den

Technischen Hochschulen Deutschlands; die moderne Elektrotechnik verdankt ihm also nicht nur ihr Entstehen und ihren Namen, sondern auch ihre öffentliche, staatliche Anerkennung, ihre Aufnahme in die Reihe der technischen Wissenschaften. Regen Anteil nahm er an den Pariser Kongressen zur Einführung eines internationalen elektrischen Maßsystems. Als Vorsitzender oder als Ehrenmitglied zahlreicher wissenschaftlicher Gesellschaften und Vereine entfaltete er eine bedeutende Tätigkeit, und durch eine hochherzige Schenkung gab er den Anstoß zur Gründung der „Physikalisch-Technischen Reichsanstalt“ in Charlottenburg, dieser großartigen deutschen Heimstätte für exakte wissenschaftliche Forschung.

Am 6. Dezember 1892 ist Werner von Siemens, der wie wenige mit mächtiger Hand in die kulturelle Entwicklung der letzten Hälfte seines Jahrhunderts eingegriffen hat, dahingegangen. Was er zu dieser Entwicklung beigetragen hat, das wird in der deutschen Geschichte der Wissenschaft und Technik für alle Zeiten unvergessen bleiben. „Mein Leben war schön, weil es erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit war“ — diese Worte kennzeichnen das innere Wesen dieses großen Pioniers der modernen Technik, der trotz seiner überragenden Lebensstellung und trotz seines süßlichen Einkommens und Vermögens stets einfach und schlicht geblieben ist und in der sachlichen Erfüllung seiner Lebensaufgabe tiefste innere Befriedigung fand.

22 = Bunte Welt. = 22

Gottsched und Friedrich der Große. (Zum 150. Todestage Gottscheds.) Der Name Gottscheds, dessen Todestag sich am 12. Dezember zum 150. Male jährt, hat in der gegenwärtigen Zeit der Verdeutschungs- und sonstigen Sprachreinigungsbestrebungen eine gewisse besondere Aktualität. Wie viele Sprachreiner ging auch Gottsched mit seinen Theorien öfter über das Ziel hinaus, und darum war ein gut Teil seines Lebens mit Forderungen über die deutsche Sprache ausgefüllt, die zu zahlreichen Zusammenkünften und Briefwechseln mit seinen Zeitgenossen führten. Sogar mit dem obersten Herrn seines Landes, mit Friedrich dem Großen, konnte Gottsched sich zweimal über die Probleme unterhalten, die ihm so sehr am Herzen lagen. Diese Unterhaltungen waren um so denkwürdiger, als der große Friedrich ja bekanntlich eine starke Vorliebe für französische Dichtung und Sprachkunst hatte. Am 23. November 1756 war Friedrich der Große nach Leipzig gekommen, wo er von einer Deputation der Universität unter Führung des Rektors Gottsched begrüßt wurde. Aus den damaligen kurzen Äußerungen Friedrichs ging hervor, daß der Name Gottsched ihm gut bekannt war, die eigentliche Annäherung aber fand erst im folgenden Jahre, als der König am 15. Oktober, um 11 Uhr vormittags, wieder in Leipzig ankam, statt. Um 1 Uhr erhielt Gottsched den Befehl zur Audienz, die um 3 Uhr stattfand und bis 6½ Uhr abends gedauert haben soll. Wie Gottsched selbst in einem Brief an den Königsberger Professor Plottwell berichtete, zeigte sich der König äußerst genädig. In einem Gespräch über die Aussprachefähigkeit der verschiedenen Sprachen tadelte Gottsched beim Französischen den Mangel jener Prägnanz, welche nötig wäre, antike Dichter mit ihrem „color poeticus“ zu überlegen. Um dies zu widerlegen, las der König seine eigene Übersetzung einer Horazischen Ode vor. Gottsched verteidigte die deutsche Sprache eifrigst gegen den Vorwurf der Unreinheit und benützte die Gelegenheit, über die Vernachlässigung des Deutschen seitens des Adels und der Höfe Klage zu führen. Der König hatte im Verlaufe der Auseinandersetzung eine Übersetzung einer Strophe J. B. Rousseaus verlangt, die Gottsched in derselben Kürze und Schönheit deutsch wiedergegeben sich erbot. Am Abend des nächsten Tages sandte Gottsched seine nicht gerade besonders gelungene Übersetzung an den König, der sich zwar nicht als völlig überzeugt erklärte, sie jedoch besser fand, als er erwartet hatte und zum Dank an Gottsched eine Ode sandte, in deren letzter Strophe er den Rektor als den „Sachsen-Schwan“ erklärte, der geeignet sei, „der spröden Natur der deutschen Sprache echte Dichtertöne abzurufen“. An diese Episode erinnert die in der Literaturgeschichte oft erwähnte goldene Dose, die Gottsched Ende Januar 1757 als Zeichen der königlichen Gnade gesandt wurde, nachdem Gottsched den „Cäsar dieser Zeit im Siegen wie im Freiben“ in Versen gefeiert hatte.

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgebichte, Novellen usw.

* Wolfgang Heine: „In Deutschlands Erneuerung.“ (Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates.) (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.) Die deutsche Sozialdemokratie hat in den unvergeßlichen Tagen zu Beginn des Krieges ihr Damaskus erlebt. Unwiderstehlich schien die Welle vaterländischer Begeisterung, die damals alle überflutete und wenigstens für den Augenblick den allen Haß, den Sondergeist des verärgerten Mißtrauens mit sich fortnahm. Viele mußten sich zwiespältigen Herzens loslösen von alten, wie ein Heiligtum verehrten Ideen, und das Gewaltige, Elementare dieses Umschwungs bleibt bestehen, auch wenn man sich klar macht, daß er in der Haltung einiger Einsichtigeren innerlich vorbereitet war. Zu ihnen gehört Wolfgang Heine, der in einer bedeutungsvollen Sammlung nun zusammenfaßt, was er während des Weltkriegs zu den großen Problemen der Zeit zu sagen hatte. Das eigentlich Bezeichnende in diesen Rundgedichten ist das ehrliche Ringen, sich von unheilvollen Vorurteilen, von gutgemeinten schon klingenenden, aber wirklich-keitsfremden Theorien zu befreien, den Kräften der Wirklichkeit entschlossen ins Auge zu schauen und im Grunde mit allen, die guten Willens sind, dem Geiste deutscher Innerlichkeit und Gemütsstärke ein neues, fest gezeichnetes Haus zu bauen. Fast alle diese Aufsätze sind nicht in sozialdemokratischen Parteiblättern erschienen, sondern in der früher so streng verpönten bürgerlichen Presse, damit ist auch ihr Charakter gegeben; sie wenden sich an die Gesamtheit des deutschen Volkes und werden in dem Geiste deutscher Gefinnung, der sie von Anfang bis zu Ende durchzieht, auch dort freudigen Widerhall finden, wo man seinen Einzelausführungen bisweilen scharf widersprechen muß. Keiner, der die eigene Zeit in ihrem hoffnungsvollen Emporstreben starker, neuer Kräfte verleben will, darf an diesem aufrechten, charaktervollen Buche vorbeigehen.

* „Abriß der Geschichte der Völkernationen“ von Heinrich Brinker, Direktor der Luisie-Henriette-Schule in Berlin-Tempelhof. Mit 2 Karten. (Schriften zur Zeit und Geschichte, 2. Bändchen.) (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) Einem dringenden Bedürfnisse kommt dieses Schriftchen entgegen. Eine so handliche Zusammenstellung des ganzen Materials für die Geschichte der Völkernationen, soweit es für den Gebildeten notwendig erscheint, gibt es in der so schnell anwachsenden Literatur über diese wichtigen Zeitprobleme noch nicht. Das Büchlein berichtet in einfacher, leicht zu fassender Schreibart das Wesentliche aus der politischen Geschichte der Völkernationen, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Dem Zeitungsleser wird das Büchlein gute Dienste leisten, aber auch in der Schule wohl zu verwenden sein.

Jugendbücher.

* In der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien, erschienen, wie alljährlich, nachstehende empfehlenswerte Jugendbücher. Deutscher Knaben-Kalender „Der gute Kamerad.“ Ein praktischer Abreißkalender für das Jahr 1917. Mit 27 ein- und mehrfarbigen Ansichtskarten, gediegenen Erzählungen, Anleitungen zu Beschäftigung und Spiel, Bildern und Daten aus Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft, Natur und Leben, dem Weltkrieg, zahlreichen Sprüchen, Notizen über Sport, Sammelwesen und vielem anderen. — Deutscher Mädchen-Kalender „Das Kränzchen.“ Ein praktischer Abreißkalender für das Jahr 1917. Mit 27 ein- und mehrfarbigen Ansichtskarten, gediegenen Erzählungen, Anleitungen zu nützlicher Betätigung in Haus, Küche und Garten, zu Spiel, Sport und hübschen Unterhaltungen, sowie Notizen über Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft, Natur, Leben, dem Weltkrieg, zahlreichen Sprüchen, Rezepten und vielem anderen. — „Unter des Reiches Sturmfahne.“ Von Paul Grabein. Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen von A. Roloff. Die Erzählung nimmt sich die erste reichbedeute Zeit des Krieges an der Westfront zum Hintergrund. Der Verfasser, der selber mit draußen war, schildert alles aus eigener Anschauung, in packenden Bildern. Der furchtbare Ernst und die Wildheit dieses Völkereingangs wird veranschaulicht, aber eine starke, frohgemute Siegesüberstimmung klingt aus dem Schluß des Buches. — „Kränzchen-Bibliothek.“ Jeder Band mit einem Vollbild und zahlreichen Textillustrationen. Eine Reihe der schriftstellerischen Mitarbeiterinnen der bekannten Mädchen-Zeitschrift „Das Kränzchen“ ist in der Gunst der jungen Mädchen bis zum Grade schwärmerischer Verehrung emporgestiegen. Die „Kränzchen-Bibliothek“ bringt deren beliebtesten Erzählungen in schöner, geschmackvoller Ausstattung zu sehr billigen Preisen. Die Bände sind reich mit Illustrationen geschmückt. Soeben erschien Bd. 21: „Dornröschen.“ Von Elise Uch. Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen von J. Doubel. — „Universal-Bibliothek für die Jugend.“ Das unter diesem Titel ins Leben gerufene Unternehmen verfolgt

den Zweck, aus dem reichen Schatz der in- und ausländischen Jugendliteratur das Beste in geschmackvoll ausgestatteten Bänden und mit hübschen Bildern geschmückt zu den billigsten Preisen darzubieten. Sämtliche in die „Universal-Bibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt oder bearbeitet und umfassen Erzählungen, Reisebeschreibungen, Zeit-, Geschichts- und Lebensbilder, Märchen, Fabeln usw. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen. Neu erschienen: Nr. 467/468: Roehle, R., „Kriegsfahrten unseres Kreuzergeschwaders“. Mit vier Einhaltsbildern, fünf Abbildungen im Text und drei Kartenskizzen. Nr. 469/470: Roehle, R., „Graf Dobnas Heldenfahrt auf S. M. S. „Möwe“. Mit vier Einhaltsbildern. — Neu erschien: „Die Volltrabs in Südwest.“ Eine Erzählung für junge Mädchen. Von Henry Koch. Mit vier farbigen Einhaltsbildern von Max Vogel. Inhalt: Auf der Rad. Die neue Heimat. Sie bauen ihr Nest. Geheißlicher Fortgang. Wetterleuchten und Wettertag. Orlog! Von blutiger Not und Heldenmut. Wie es weiter kam. Das Buch spricht von deutschem Fleiß und deutscher Beharrlichkeit, die Neuland schufen, das in Weisen und Art dem Mutterlande dereinst würdig zur Seite gestellt werden könnte. Die Erzählung zeigt den Mädchen, wie fräuliches Tun und Walten allüberall und dort zumeist von einschneidender Bedeutung für Wohl und Wehe der Familie sind, schildert ein junges Kind, dem es gelingt, die tote Mutter zu erlösen. — „Das Kränzchen.“ Illustriertes Mädchen-Jahrbuch. Band 28. Ein 828 Seiten starker Quartband mit ca. 600 Illustrationen und 17 Kunstbeilagen. „Das Kränzchen“ kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Der neueste (28.) Band dieses beliebten Jahrbuches enthält wiederum eine Fülle von Unterhaltendem und Belehrendem für Geist und Gemüt der jungen Mädchen. Neben lehrreichen Erzählungen meist aus Friedenszeiten von G. Fischer-Morlaraf, E. von Ede, Elise Uch u. a. finden sich, dem Ernst der großen Zeit Rechnung tragend, tief ergreifende Berichte von Ergebnissen und Ereignissen aus dem Weltkrieg; Anweisungen für Handarbeiten und praktische Rezepte wechseln ab mit Beiträgen aus Kunst und Wissenschaft. — „Der gute Kamerad.“ Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Band 30. Ein 828 Seiten starker Quartband mit über 600 Illustrationen und 17 Kunstbeilagen. „Der gute Kamerad“ kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Der Band enthält zahlreiche Beiträge in folgender Einteilung: Erzählungen, Reisebeschreibungen, Jagd, Abenteuer, Plaudereien, Schilderungen und Bilder aus dem Weltkrieg, Gedichte, Sprüche, Geschichte, Länder-, Völker- und Himmelkunde, Naturwissenschaftliches, Gesundheitspflege, Technik, neue Apparate, Maschinen, Bauwerke, Militärisches, Marine, Personautik, Beschäftigungen, Experimente, Sport, Spiele, Sammlungen, Rätsel, Bildererläuterungen, allerlei. — „Kamerad-Bibliothek.“ Jeder Band mit einem Vollbild und zahlreichen Textillustrationen. Band 26: „Mit vereinten Kräften.“ Neue Heldenstücke unserer Feldgrauen. Gesammelt und herausgegeben von Max Felde. Mit einem Titelbild und 35 Textillustrationen. Dem im vorigen Jahr erschienenen Band „1914-15. Denkwürdige Kriegserlebnisse“ reiht sich diesmal ein weiterer an, der ebenfalls eindrucksvolle Schilderungen unserer tapferen Feldgrauen — nach Zeit und Bedeutung geordnet — zu einer Sammlung vereinigt.

Zeitschriftenchau.

* Ungewöhnlich fesselnd ist der Roman von Reinhold Ortmann „Güter der Gerechtigkeit“, den wir in den neuesten Hefen der beliebten Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“ (Union, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) finden. In fesselnden Verwicklungen und lebendigen Szenen führt der Verfasser die gegenfällige Charakterentwicklung von zwei, anfänglich befreundeten Angehörigen des Rechtsstandes dem Leser vor Augen. Unter den Illustrationen der letzten Nummern verdienen die stofflichen Vollbilder nach Gemälden und Originalzeichnungen hervorragender Künstler wie A. Gebhard, Professor Holenberg, Professor Jungwirth, O. Roloff und anderen besonders hervorgehoben zu werden.

* Das soeben erschienene, neue Heft der „Wiener Mode“ bringt prächtige Handarbeitsvorlagen, Altmeister Originalmuster, wie sie unsere Großmütter gearbeitet haben. Diese Muster sind ja jetzt wieder zu Ehren gekommen und hochmodisch geworden. Wer schöne Handarbeiten liebt, der greife nach diesem Heft.

Humoristisches.

* In Schreibers Verlag, München, erschien der 1. Halbjahresband in der bekannten geschmackvollen Ausstattung der „Wegendorfer Blätter“. Der Inhalt ist gediegen, humorvoll und künstlerisch wertvoll. Das Werk kann jedem, der Sinn für Kunst und Humor hat, bestens empfohlen werden.